

ERNST WURL

## Macht und Last der Tradition. Das Exempel PDS

»Als demokratische Sozialistinnen und Sozialisten bleiben wir den Traditionen der Arbeiterbewegung und insbesondere den kapitalismuskritischen und emanzipatorischen Ansprüchen der sozialdemokratischen und kommunistischen Bewegungen in Deutschland verpflichtet (...)«, beginnt der historische Part im Entwurf des Parteiprogramms, der in der PDS zur Diskussion steht.<sup>1</sup> Fürwahr, möchte man sagen, wie könnte es anders sein. Gerade weil die PDS eine junge Partei ist, die Selbstgewissheit in den Zielen und Geschlossenheit im politischen Handeln benötigt, bedeuten Traditionen für sie, einen sicheren Ausgangspunkt zu gewinnen. Denn Traditionen stiften Identitäten, integrieren, stabilisieren mental-ideologisch und strukturell, sie können ein festes Band des Zusammenhalts und ein stimulierender Faktor politischer Wirksamkeit sein. Mit ihnen wird historische Tiefe der eigenen Existenz gewonnen. Die Tradition »ist für den Einzelnen wie für die Gesellschaft, in der er lebt, Teil der Selbstvergewisserung«, der Sinnstiftung und der Zugehörigkeit.<sup>2</sup>

Doch die Berufung auf Tradition und Geschichte, vielleicht gar als Darstellung von Geschichtsabläufen, als Geschichtsbild, wirft generell und speziell in einer sozialistischen Partei in Deutschland Probleme auf, deren man sich bewusst sein sollte, um Modernität, Dynamik und Zukunftstauglichkeit der eigenen Entwicklung und Politik zu wahren und zu lenken. Denn es handelt sich bei der Entfaltung und Nutzung von Traditionen – beim Traditionsbewusstsein – mithin um das empfindliche *Werkzeug* Geschichte, um *Geschichtspolitik*, gerichtet nach innen wie nach außen. Sie steht unter der Frage: Wie werden Geschichte und die auch aus ihr begleiteten Traditionen als Instrument politischen Kampfes, zur Legitimierung und Begründung der Ziele sowie zur Orientierung und Mobilisierung der Mitglieder in Gang gesetzt – *inwiefern* kann man sich auf sie stützen? Ob Geschichte tatsächlich politische Handlungen zu »legitimieren« vermag, soll zunächst dahingestellt bleiben – sie in dieser Absicht auszubeuten, ist jedenfalls allgemein geübte und im Laufe der neunziger Jahre auch ohne Bedenken eingestandene Praxis.

Im Falle der PDS tritt eine ausgeprägte, nachhaltige Spezifik zu Tage: Sie ist aus einer stalinistisch geprägten Partei mit Avantgardismus, kanonischer weltanschaulicher Exklusivität, innerparteilichem Zentralismus mit strikter disziplinarischer Unterwerfung der Mitglieder und diktatorischem Entscheidungsmonopol der Führung hervorgegangen; daher sieht sie sich gezwungen, vorderhand ihr Traditionsverhältnis zu dieser »Wurzel« zu prüfen, ehe sie zur Wahl

Ernst Wurl – Jg. 1933; Dr. sc. phil., Historiker und Politikwissenschaftler. Der nebenstehende Text wurde auf dem Kolloquium der Historischen Kommission »Traditionen und Programmatik der PDS« am 12. Januar 2002 in Berlin vorgetragen.

1 Programmentwurf der PDS vom 27. April 2001, S. 37.

2 Vgl. Wolfgang Benz: Denn die Wahrheit erleidet keine Niederlage. Über den Sinn der Erinnerung – jenseits von Kommerz und Ritual, in: Neues Deutschland, Nr. 22 vom 27. Januar 2000, S. 3.

ihrer Traditionen überhaupt schreiten kann. Dass sich die PDS heute als eine hochgradig geschichtsverbundene Partei zeigt, in der die politische Meinungsbildung in hohem Maße über die Diskussion zur eigenen Herkunft, zur DDR und zur Geschichte des Staatssozialismus in Europa erfolgt, hängt damit zusammen. Zum einen entstammt die Mehrzahl der Mitglieder einer Partei, die der Geschichte zwecks Selbstlegitimierung einen übermächtigen Platz zuwies: das »Historische Recht der Arbeiterklasse auf Führung der Nation« zu begründen – so der Titel einer Dokumentation 1962<sup>3</sup> –, nun aber den Untergang des selbst proklamierten »Siegere der Geschichte«, der DDR, zu verantworten hat. Zum anderen, weil in der SED der Blick auf die Geschichte immer aus der Perspektive einer vorgeblich *gewussten* Zukunft geworfen wurde, auf die der Strom der Geschichte zulief.

So kultivierte die politische Führung ein borniertes Konstrukt deterministischen Geschichtsverständnisses, das die SED beherrschte und der Gesellschaft als allein gültiges Geschichtsverständnis aufgezungen wurde. Man übersieht angesichts der dabei im Vordergrund demonstrierten Selbstgewissheit und Zuversicht zumeist, dass, wo immer ein solches Geschichtsverständnis auftritt, sich hinter ihm insgeheim auch eine gewisse »Angst vor der eigenen Mündigkeit« verbirgt; man setzt in einer solchen Geschichtsauffassung eine mystische Obrigkeit als Garanten ein, die schon für den rechten Gang der Dinge sorgen werde<sup>4</sup> – ein Rang, den die Führung der Partei sich selbst annahm. Insofern wurden in dem Augenblick, da 1989/90 die wissenschaftsgewiss begründete Kette zu Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart eruptiv zerriss, Verunsicherungen in den eigenen Werten und Zukunftserwartungen virulent. Die Erinnerung an die eigenen, schwer erbrachten Leistungen und die individuellen menschlichen und politischen Erfahrungen aus dieser verlorenen Zeit konnten natürlich nicht wie im Fluge verglühen. Dafür sorgte neben den Belastungen der neuen Gesellschaftsrealität schon die selbsttröstende Überzeugung, dass man ja eine »gute Absicht« verfolgt habe. Tatsächlich sind die Moralität und Humanität der ausgerufenen Ziele *für sich genommen* schwerlich zu bestreiten.

Doch sich nun politisch auf die Geschichte, den DDR-Sozialismus, zu berufen und ein Bild in die Parteiprogrammatik hineinzuwünschen, das diesen als eine »an sich gute Idee« zeichnet, die verlorenen »Errungenschaften« als Beweise der sozialen Qualität anführt und Widersprüche, Fehlschläge und Fehlhandlungen primär auf »die Verhältnisse«, den Kalten Krieg usw. usf. zurückführt, treibt in mancherlei Komplikationen. Schon Hegel merkte zu Bekundungen des eigenen »guten Willens« an: »(...) die Wahrheit der Absicht ist nur die Tat selbst«<sup>5</sup> – kann die Tat tadellos gewesen sein, wenn sie nach einem historisch kurzen Weg in der Sackgasse endet? War es nicht eher Verblendung, ein »gemeintes Dasein«<sup>6</sup>, aus dem man mit der selbst verschuldeten Niederlage wachgerüttelt wurde – aus dem irrigen Glauben, in einem Stück »wahren« Sozialismus gelebt zu haben? Zudem verschwindet nebenher, warum die politischen Akteure in den jeweiligen Situationen diese und keine anderen Entscheidungen trafen – also neben dem objektiven Bedingungsgefüge ihre subjektive Prägung. Da drängt sich die Frage auf: Ist hier der »Sozialis-

3 Erich Paterna (Hg.): Das historische Recht auf Führung der Nation. Dokumente aus 100 Jahren deutscher Geschichte, Berlin (1962).

4 Siehe Alexander Demandt: Geschichte als Argument. Drei Formen politischen Vernunftdenkens im Altertum, Konstanz 1972, S. 61. (Konstanzer Universitätsreden; 46)

5 G. W. F. Hegel: Phänomenologie des Geistes, in: Werke, Bd. 3, Frankfurt am Main 1979, S. 130.

6 Ebenda, S. 240.

7 Karl Marx: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, in: MEW, Bd. 8, S. 115.

8 Siehe den Artikel »Politische Tradition«, in: Handwörterbuch zur deutschen Einheit, Bonn 1991, S. 570. In den folgenden Auflagen fehlt der Artikel.

9 Hannah Arendt: Die Tradition und die Neuzeit, in: Dies.: Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I, München 1994, S. 34 f.

10 Siehe Hermann Strohbach: Einige volkswissenschaftliche Probleme des historischen Erbes, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 29(1981)7, S. 613 f.

11 Friedrich Engels: Einleitung (zur englischen Ausgabe (1892) der »Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft«), in: MEW, Bd. 22, S. 310.

12 Friedrich Nietzsche: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, in: Sämtliche Werke, Bd. 2, o. O. 1999, S. 12 f.

mus« erlebter Art vielleicht der »Alp auf dem Gehirne der Lebenden«<sup>7</sup>, wie Karl Marx die Last der Tradition nannte? In solchen Denkfiguren wirkt das Erbe der SED in gehärteten Resttraditionen weiter: in Verständnis, Bild und Bewusstsein von Geschichte, in einer stalinistisch simplifizierten Auffassung des Historischen Materialismus und im Stil des praktischen Umgangs mit ihr, im Modus der Diskussion, in der Sprach- und Streitkultur. All dies sind Ansätze dafür, dass ein Glaube an die Reparatur der Kausalkette eines vermeintlich gesetzmäßig verlaufenden Geschichtsprozesses andauern kann.

Diese Spezifik in der PDS verschärft die Frage nach der Substanz und dem Nutzen von Traditionen, da diese das Zentrum des geschichtsbezogenen Bestandes eines Parteiprogramms sind: Traditionen bilden die »im kollektiven Bewusstsein präsente Überlieferung«,<sup>8</sup> ihre – auf den ersten Blick »harte« – Substanz sind subjektive und kollektive Erinnerung und Erfahrung. Hannah Arendts Mahnung lässt manche aktuelle Diskussion assoziieren: »Das Ende einer Tradition muss nicht notwendigerweise bedeuten, dass das traditionelle Begriffsgerüst seine Macht über die Gedanken der Menschen verloren hat. Diese Macht kann im Gegenteil gerade dann tyrannisch werden, wenn die Tradition ihre lebendige Kraft verloren hat, wenn die Begriffe abgenutzt und die Kategorien platt geworden sind.«<sup>9</sup> Gibt man – und wie weit – dieser »alten« Tradition Raum, sich zu plazieren?

Im Alltag mag verständlicherweise der Begriff »Tradition« unbefangen über die Lippen gehen, in der Politik würde dies leichthin nach sich ziehen, dass die Janusköpfigkeit von Traditionen aus dem Blickfeld gerät. Sie stellen ein komplexes, in sich abgestuftes Wert-, Formen- und Verhaltensgebilde dar, in das – fasst man den Begriff weit – ebenso politische und ideologisch-geistige Erklärungsmuster, Orientierungen und Zukunftshoffnungen, -erwartungen und -vorstellungen eingehen wie psychosoziale Normen und Regeln des Alltags: Gewohnheiten, Sitten, psychische und intellektuelle Elemente, Verhaltensweisen und Rituale; sie manifestieren sich auch in materiellen Gütern (Gedenkstätten und deren Pflege usw.). Sie sind primär wirksam gebliebene Teile der Vergangenheit, positiv wie negativ.<sup>10</sup> Traditionen insgesamt sind nicht schlechthin ideologisch gebunden, wo sie als Alltagskultur existieren, doch sie werden es dort, wo sie bewusst als Gestaltungs- und Bindungsinstrument benutzt werden. Politische Traditionen, um die es hier geht, sind mit ihrem unmittelbaren Bezug zur Gesellschaft a priori ideologischer Natur. So entstehen Traditionen einerseits über lange Zeiträume hinweg spontan, andererseits werden sie politisch gewollt, bewusst etabliert und gesteuert. Spontan entstanden, besitzen sie *autochthone* Lebenskraft und hohe Überlebensfähigkeit; selbst eine gewandelte gesellschaftliche Umwelt führt nicht per se zum raschen Absterben. Die *politische Konstituierung* von (neuen) Traditionen mag zunächst aus dem Vollgefühl eines Aufbruchs Impulse erhalten, stößt aber bald auf die Macht des Gewohnten, den Widerwillen, substanzielle Elemente der eigenen Persönlichkeit zu verändern: die eigene Denkweise zu erneuern und den intellektuellen Horizont zu erweitern. Es bleibt dabei, wie Friedrich Engels meinte: »Die (bestehende) Tradition ist eine große hemmende Kraft, sie ist die Trägheitskraft der Ge-

schichte«. Er fuhr allerdings optimistisch fort: »Aber sie ist bloß passiv und muss deshalb unterliegen.«<sup>11</sup> Doch oft ist sie ziemlich aktiv und zur Niederlage allenfalls in »*welthistorischer*« Perspektive *verdammt*, ergo aktuell *politisch* relevant.

Man täusche sich daher nicht über die politischen Schwierigkeiten mit dieser »Trägheitskraft«. Ihre Stärke wurzelt vornehmlich in der *subjektiven* Erinnerung des *einzelnen* sowie dem *kollektiven sozialen Gedächtnis*. Sie ist für das Individuum wie für soziale Gruppen originär, unverzichtbar und kann nicht vorsätzlich getilgt oder geraubt werden – sie ist jedoch mit dem Vergessen komplementär verbunden, ohne welches »das Leben zu Schaden kommt und zuletzt zugrunde geht«<sup>12</sup>. Das Vergessen befreit von Unwichtigem, Sinnlosem und Bedrückendem, es schafft Raum für die strukturierende Vergewisserung der Gegenwart. Die aktuelle Erinnerung allerdings ist das Produkt eines Wandels, gegenüber dem Ursprung vielfach »überschrieben«, pragmatisch neu geprägt und wechselnden Situationen angepasst. Jedes erneute Erinnern findet nun einmal in der Gegenwart statt, die Einbettung in veränderte Zusammenhänge verändert die Perspektive, aus der die erinnerten Inhalte wahrgenommen werden.<sup>13</sup> Gewiss, die Erinnerung ist in vielerlei Formen der »Rohstoff der Geschichte«<sup>14</sup>, doch Psychologen und Hirnforscher können bezeugen und Historiker erleben es, wie Erinnerung in Kontrast zur wissenschaftlich erkannten Vergangenheit geraten kann (Stichwort: Selbsthistorisierung des Zeitzeugen<sup>15</sup>). Zudem führt neben dem Primat der individuellen Erinnerung dessen soziale Prägung als kollektives Gedächtnis, also die Bindung an »Bezugsrahmen, deren sich die in der Gesellschaft lebenden Menschen bedienen, um ihre Erinnerungen zu fixieren und wiederzufinden«, zu einer kommunikativ entstandenen normativen Prägung, an der der einzelne schwer zu tragen hat.<sup>16</sup>

Es ergibt sich: Ein »Kult der Erinnerung«<sup>17</sup>, Traditionsdenken ohne kritische Reflexion, ein blinder Traditionalismus also, ist wenigstens ambivalent, wenn nicht regressiv. Das immer wieder neu selektierende Gedächtnis beruht darüber hinaus auf einem subjektiven Erlebnishorizont, und der kann in all seiner Begrenztheit den einzelnen zum Gefangenen seiner selbst machen. Im übrigen entsteht an diesem Punkte auch der Konflikt zwischen Geschichtswissenschaft und Gedächtnis/Erinnerung; denn Geschichtswissenschaft ist immer die mehr oder weniger gelungene *rationale* »Rekonstruktion dessen, was nicht mehr ist. Das Gedächtnis ist stets ein aktuelles Phänomen und mit Emotionen verknüpft.« Pierre Nora merkt weiter an: »Das Gedächtnis rückt die Erinnerung ins Sakrale, die Geschichte vertreibt sie daraus, ihre Sache ist die Entzauberung. (...) Die Geschichte ist die Entlegitimierung der gelebten Vergangenheit.«<sup>18</sup> Dieser Konflikt wird auf der parteiprogrammatischen Ebene nicht zuletzt geradezu fatal sichtbar im mangelnden Grad der Rezeptionsbereitschaft für neue Überlegungen und im Rückblick auf das eigene politische Wirken, in der unkritischen Reproduktion von Vergangenheiten in der Sicht, wie man sie seinerzeit hatte.

Die stabilisierende Funktion der Tradition mit der ihr immanenten Trägheitskraft indiziert ihren – im allgemeinen Sinne des Wortes – *konservativen* Charakter: Ihre Natur ist die Bewahrung, nicht die

13 Siehe Wolf Singer: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. Über Nutzen und Vorteil der Hirnforschung für die Geschichtswissenschaft. Eröffnungsvortrag des 43. Deutschen Historikertags, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 226 vom 28. September 2000, S. 10.

14 Jacques Le Goff: Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1999, S. 12.

15 Siehe Annette Weinke: Zeitgeschichtsforschung im Spannungsfeld von Erinnerungskultur und Zeitzeugenschaft. Ein Tagungsbericht, in: <http://www.zzf-dm.de/berichte/zeitg/zeitgber.htm> (15. Oktober 2001).

16 Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, (1925) Frankfurt 1985, S. 121. Die Forschungen Halbwachs' sind grundlegend auf diesem Gebiet. Zu den verschiedenen Formen des kollektiven Gedächtnisses – kommunikativer und kultureller Erinnerung – siehe als wegweisend Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, 3. Aufl. München 2000. Reinhard Koselleck spricht vom »Vetorecht der persönlichen Erfahrungen«, den Begriff der »kollektiven Erfahrung« lehnt er allerdings ab, weil dieser einen kollektiven Erfahrungsträger voraussetze, in dem jemand ein Deutungsmuster zur Vereinheitlichung besitzen müsste. (Siehe Reinhard Koselleck: Gebrochene Erinnerung. Deutsche und polnische Vergangenheiten z. B., in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 220 vom 22. September 2001, S. 79.) Er übersieht jedoch, daß dies tatsächlich

geschah und geschieht, die wesentliche Quelle des kollektiven Gedächtnisses allerdings in gesellschaftlichen Kommunikationsprozessen liegt.

17 Marx an César De Paepe in Brüssel. (London) 14. Sept. 1870, in: MEW, Bd. 33, S. 147. Mit Bezug auf ein nationalistisches »Manifest« von Anhängern Bakunins zu Beginn des Krieges 1870/71 heißt es: »Das Unglück der Franzosen, sogar der Arbeiter, sind die großen Erinnerungen! Es wäre notwendig, daß die Ereignisse diesem reaktionären Kult der Vergangenheit ein für allemal ein Ende machten.«

18 Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1990, S. 13 f. Vgl. zu diesem Komplex den aufschlussreichen Vortrag Johannes Frieds auf dem 43. Deutschen Historikertag in Aachen vom 29. September 2000: Erinnerung und Vergessen. Die Gegenwart stiftet die Einheit der Vergangenheit, in: Historische Zeitschrift, 273(2001)3, S. 561-593,

19 Alois Hönig: Zur geschichtsphilosophischen Kategorie Tradition, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 12(1964), S. 1057. Dieser Aufsatz war in seinem Bemühen um eine differenzierende, dialektische Wertung zu jener Zeit durchaus bemerkenswert, er kommt allerdings zu Resultaten, wie sie analog späteren Publikationen »passfähig« zur Politik der SED waren.

20 Friedrich Engels: Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, in: MEW, Bd. 21, S. 305.

Veränderung. Wo dann noch Traditionen ritualisiert und eingeübt zur sinnentleerten Routine werden, verlieren sie zunehmend an positivem Wirkungsgrad. Ein noch so oft beschworener »revolutionärer Geist« kann zur theatralischen und bürokratischen Stereotype degenerieren und Gleichgültigkeit und Langeweile erzeugen. Da hilft auch nicht, den *Kult* darum zu einem *progressiven* Konservatismus der Tradition umzudeuten, wie es Alois Hönig 1964 unternahm. Sein optimistisches »revolutionäres« Fazit: »Die proletarischen Traditionen konservieren die proletarische Revolution.«<sup>19</sup> Eine deklamatorische Lösung, denn ein Bekenntnis zum revolutionären Kampf – ein ideologischer Akt – schaltet eine reale politische Erstarrung nicht aus. Zudem bleibt die Frage offen, ob nicht die Idee der *proletarischen* Revolution sich immer selbst gleich bleiben und nicht unter anderen Bedingungen vielleicht sogar obsolet werden kann. Die Tradition ist eben, wie F. Engels es sah »(...) auf allen ideologischen Gebieten (...) eine große konservative Macht (...).«<sup>20</sup> Gerade politische Parteien und speziell wohl diejenigen, die sich als »die irdischen Statthalter übermenschlicher Mächte ausgeben«, sind Träger von Ideologien, von Sinndeutung, sie wirken wie ein »Gehäuse«, »das dem Einzelnen eine feste Lebensorientierung, gleichsam eine Marschroute für das Lebensweg mitgibt (...)«. In ihnen entfalten Traditionen »ihre größte Macht«: »Alle Institutionen sind als solche konservativ, auch ein Staat, der direkt aus einer Revolution hervorging.«<sup>21</sup>

Eine moderne linkssozialistische Partei ist ebensowenig gegen die Gefahr eines Traditionskonservatismus automatisch geschützt, auch nicht bei den selbst bestimmten neuen Traditionen, die sie ja wirksam und stabil machen – also »konservieren« – will. Daher bleibt nur übrig: eine einsehbare und allgemein akzeptierte interne Dynamik des eigenen Milieus zu entwickeln, die nichts ruhen lässt, ideologische Überfrachtungen, hypertrophe Selbstagitation und sektenhaften Zuschnitt vermeidet und ständig die Analyse der gesellschaftlichen Lebenswirklichkeit im Auge behält. Jede Tradition müsste selbst zum Objekt permanenter Kritik werden und unter dem Verdacht potenzieller Revision stehen.

Kommt eine politische Partei nicht umhin, mit »alten« tradierten Auffassungen und Verhaltensweisen ohnehin auf unbestimmte Zeit zu leben, so kann sie doch gewöhnlich dazu als Orientierungsgröße zu gewinnende neue normativ Traditionen in ihrem Gewicht bestimmen. Sie wählt aus dem »Erbe« ihrer eigenen und der umgebenden Geschichte diejenigen Aspekte und Elemente aus, mit denen sie ideologisch und politisch-symbolisch ihre Politik stützen, die Modernität ihres programmatischen Denkens und politischen Wirkens gewährleisten und innere Geschlossenheit im Handeln sicherstellen will. Die Unterscheidung von Erbe und Tradition erweist sich dabei nach wie vor als nützlich: Erbe als Totalität des Überlieferten, unabhängig von seiner Bewertung und Virulenz – Tradition als Selektion des für politisch bewahrenswert Erachteten, das man pflegen will.<sup>22</sup> Erbe und Tradition existieren und unterscheiden sich instrumental, ohne dass eine undurchlässige Grenze sie trennt. Sie sind funktional aufeinander bezogen, Traditionen können wieder ins Erbe ableiten und andere Bestandteile des Erbes zur Tradition werden. Die unterschiedliche Realfunktion birgt zugleich Konfliktstoff, weil das Erbe



immer den Bedürfnissen dieser oder jener politischen Akteure den Zugriff und alternative Traditionsbildung ermöglicht und damit bestehende Tradition in Frage gestellt werden können – Erbewahrer und Traditionalisten wechseln die Seiten.<sup>23</sup>

Die Voraussetzungen der PDS für die politisch orientierte Besinnung auf Geschichte und Tradition sind trotz alledem günstiger, als sie es unter dem ideologischen Monopol der SED-Führung, der kanonisierten Dominanz des Historischen Materialismus, zumal eines stalinistisch verkrüppelten, als einziger theoretischer Richtung und unter dem Primat der Politik über die Wissenschaft je hätten sein können.<sup>24</sup> All das entfällt. Geschichtswissenschaft kann jetzt kritische Gesellschaftswissenschaft sein, die sich in pluralistischem Disput formt und in *jede* Richtung wirkt, nach innen wie nach außen. Dass dies sich nicht konfliktfrei und in gegeneinander streitenden Tendenzen vollzieht, gehört zu den Banalitäten des politischen Lebens. »Erinnerung ist kein Sonntagsgeschäft«, meint Peter Steinbach. »Geschichte lebt aus der Vergewärtigung des konkreten, des gelebten Lebens. Dies macht ihre pragmatische Bedeutung, vielleicht auch ihre geschichtspolitische Brisanz und manchmal ihre Anstößigkeit aus.«<sup>25</sup>

Das kann insbesondere dann nicht anders sein, wenn man fragt, was aus der »Erbmasse SED« als Tradition für ein Parteiprogramm heute gewonnen werden kann. Natürlich ist das ein Spiel zwischen »unüberwindlicher Ferne und schrankenloser Nähe«<sup>26</sup>, Kontinuität und Diskontinuität, mit emotionaler Bindung und nüchterner Distanz. Dazu sind nicht nur Traditionen im einzelnen zu prüfen, sondern ist zuerst der *eigene Blickwinkel* auf die Geschichte zu gewinnen – aus der Analyse der gegenwärtigen gesellschaftlichen Wirklichkeit und den daraus abgeleiteten *eigenen politischen Zielsetzungen*. Wer meint, er müsse die Geschichte zu Hilfe nehmen, hätte zuerst präzise *die eigenen strategischen politischen Ziele zu definieren, um sodann die treffenden Fragen an die Geschichte stellen zu können*. Die Suche nach den Antworten verlangt, die Geschichte weder nach politischem Bedürfnis zurechtzuschneiden, das den Absichten Gefällige zu selektieren und das Widersprechende auszusondern, noch sie als »Lehrmeisterin des Lebens« zu vergötzen. Die »Lehren aus der Geschichte« sind sowieso zumeist diejenigen, die man als »Vorurteil« schon hatte und nun bestätigt finden will. Die Singularität jedes historischen Geschehens schränkt ohnehin die Ergebnisse jeder Suche auf sehr abstrakte und allgemeine Aussagen ein, und selbst diese geraten in konkreten Konstellationen außer Tritt. Jacob Burckhardt interpretierte das Cicero-Wort vom Lehrmeister Geschichte deshalb auch so: »Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug (für ein andermal), als weise (für immer) werden.«<sup>27</sup> Lernen kann man aus der Geschichte vor allem durch die Erörterung von Entscheidungssituationen, indem Alternativen geprüft und aus ihnen methodische Hilfen für aktuelle politische Analysen abgeleitet werden. Hier können einem Traditionen eher im Wege stehen, wenn man sie zu eng ansetzt. Was nutzt es also beispielsweise, die Oktoberrevolution »als solche« im Parteiprogramm zu rühmen, wenn man sie nicht als Modell für die eigene Politik betrachtet oder wenigstens genau den Zweck, warum beziehungsweise in welcher Hinsicht man sie be-

21 Eugen Fink: Grundphänomene des menschlichen Daseins. Hrsg. von Egon Schütz und Franz-Anton Schwarz, (1979) 2. unveränd. Auflage 1995. S. 27 f. (Ich verdanke den Hinweis darauf Horst Pickert, Leipzig.)

22 Die Begriffe »Tradition« und »Erbe« werden hier in dem Sinne gebraucht, wie es in der DDR-Geschichtswissenschaft üblich war; in der Literaturwissenschaft und weiteren Disziplinen wich der Gebrauch davon ab. – Walter Schmidt hat in einem sehr instruktiven Vortrag 1994 eine Würdigung und Kritik der DDR-Diskussion seit 1978 geboten. Vgl. Walter Schmidt: Die Erbedebatte in der DDR-Historiographie. Versuch einer kritischen Bilanz, Leipzig 1995. (Mitteilungen des Rosa-Luxemburg-Vereins Leipzig; H. 16.) Zur Diskussion in der DDR-Geschichtswissenschaft siehe die wichtigsten Texte bei Helmut Meier, Walter Schmidt (Hrsg.): Erbe und Tradition in der DDR. Die Diskussion der Historiker, Berlin 1988. Eine kritische Analyse aus der Sicht der zeitgenössischen DDR-Forschung der BRD bieten u. a.: Eberhard Kuhr, Henning von Lowis (Hrsg.): Griff nach der deutschen Geschichte. Erbeaneignung und Traditionspflege in der DDR, Paderborn, München, Wien, Zürich 1978; Irma Hanke: Sozialistischer Neohistorismus? Aspekte der Identitätsdebatte in der DDR, in: Deutschland Archiv 21(1988)9, S. 980-995.

23 Zur philosophischen Diskussion in der DDR siehe exemplarisch Siegfried Wolgast: Tradition und Philosophie. Über die Tradition in Vergangenheit

und Gegenwart, Berlin 1975; darüber hinaus Dieter Schiller, Helmut Bock (Hg.): Dialog über Tradition und Erbe, Berlin 1976.

24 Zu den Schranken in der DDR siehe W. Schmidt: Die Erbedebatte in der DDR-Historiographie, S. 29-33.

25 Peter Steinbach: Die Vergegenwärtigung von Vergangenen. Zum Spannungsverhältnis zwischen individueller Erinnerung und öffentlichem Gedenken, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 57(1997)3-4 vom 17.1., S. 12.

26 Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, S. 18.

27 Jacob Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen. Historische Fragmente, Leipzig 1985, S. 25.

28 Das blanke ideologische Argument konnte man im »Neuen Deutschland« lesen: Wer heutzutage die Politik der Bolschewiki 1917 kritisiert, kündigt die Solidarität mit ihnen auf. Siehe Karl Ludwig Rintelen (Leserbrief): Programmatik und Oktoberrevolution, in: Neues Deutschland, Nr. 8 vom 10. Januar 2002, S. 14.

29 Siehe Jürgen Habermas: Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien, Frankfurt am Main 1982, S. 37-39.

30 Siehe Wolfgang Reinhard: Geschichte als Delegitimation. Dankrede bei Entgegennahme des Preises des Historischen Kollegs am 23. November 2001 in München, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 275 vom 26. November 2001, S. 45.

schwört, spezifiziert? Was sie in *ihrer* Zeit bewirken wollte, könnte allenfalls als Idee/Vision fortbestehen und man könnte sie in dieser Hinsicht würdigen – eine Darstellung des Verlaufs o. ä. haben in einem Parteiprogramm nichts zu suchen, es ist nicht der Ort der Geschichtserzählung. Andererseits sind dann freilich in diesem Zusammenhang Verurteilungen auch nicht nötig.<sup>28</sup> Der Rückgriff auf die Geschichte verheißt dem Politiker jedenfalls von vornherein keine praktische Handlungsanleitung – Entscheidungen über den politischen Kampf können nicht theoretisch vorab gerechtfertigt werden, sondern nur aus dem Diskurs der Beteiligten über die politischen Interessen und Ziele. Auch die politische Legitimation durch die konkrete Geschichte ist ein Truggebilde, ein Irrlauf aus einem selbst bestimmten Bild der Geschichte heraus, mit dem eigene Entscheidungen mit Weihrauch vernebelt werden – wohl aber kann man in der Sache politische und moralische Gründe anführen.<sup>29</sup>

Sich die Geschichte wegen eines angeblichen »Nutzens für die Partei« zurechtzuschneiden, führt ebenfalls in eine Sackgasse. Der »Nutzen« ist hier stets der für den *Augenblick* erhoffte, und der misst sich an ungewissen und temporären Vorstellungen und Erwartungen. Einmal begonnen, wird dergestalt ein endloser Kreislauf im Hinbiegen der Historie in Bewegung gesetzt. Es ist leichtfertig, darauf zu vertrauen, dass auf längere Sicht solche Sünden der Geschichtsm Manipulation schon vergessen werden würden: die denkbaren Zerbilder und Einseitigkeiten, die Ignorierung von widersprechenden Fakten oder gar die Fälschung von Quellen – all das lässt eine Partei die Glaubwürdigkeit einbüßen, und die kann nur mühsam zurückgewonnen werden. So unterschiedlich man die Geschichte deuten mag – letztlich behauptet sich das »Vetorecht der Quellen« (Reinhard Koselleck), über das zu wachen die Profession der Historiker ist; an den Quellen kommt kein Sünder vorbei, ohne dass er zu guter Letzt disqualifiziert wird. Anstelle dass Geschichte wirklich legitimiert, delegitimiert sie eher, auch sich selbst.<sup>30</sup>

Der Ausweg aus solchen Fallen kann zum einen nur darin liegen, ein anderes Traditions- und Geschichtsverständnis als das der SED zu entwickeln, einen »Bruch mit der SED« gerade hier zu vollziehen. Dies ist zwingend, weil es den vollzogenen politischen Schnitt zum Partei-, Politik- und Gesellschaftsmodell der SED *komplementiert*; diese Eingriffe haben die PDS als Partei, die nicht den bolschewistischen und stalinistisch ausgefertigten Mustern folgt, inzwischen geprägt. In einer solchen außerordentlich pluralistischen Partei sind Traditionsrudimente genannter Art bestenfalls nostalgische Träumereien, schlimmstenfalls versuchte Konservierung – so oder so fordern sie zur Überwindung heraus. Natürlich gilt dies nicht solchen abstrakten allgemeinen Intentionen, mit denen die SED programmatisch in den emanzipatorischen, freiheitlichen und demokratischen Traditionen der Arbeiterbewegung stand, auch wenn sie diese in der gesellschaftlichen Praxis insgesamt gesehen ignorierte. Bei allem differenzierten Umgang mit dem Erbe der SED wünschte man sich, dass der erklärte einschneidende Bruch damit dominierte.<sup>31</sup>

Um eine dauerhaft tragbare Basis für Traditionen zu legen, bedarf es insbesondere eines Geschichtsverständnisses, das frei von den Klischees aus der SED ist. Eigentlich bräuchte man – zumal manche

mit dem entsprechenden Attribut ein solches Bekenntnis ablegen – dazu nur einer Sicht auf die Historie, wie bei Marx<sup>32</sup> und detailliert von Engels in seinen Altersbriefen<sup>33</sup> beschrieben: Geschichte als *Resultante* sich kreuzender und gegenläufiger Handlungen einer unüberschaubaren Vielzahl von Akteuren zu sehen, deren Motive und Ziele zwar ihren Rahmen und ihre Grundlagen in den gegebenen ökonomischen, sozialen, politischen usw. Verhältnissen finden, die aber ihr Persönlichkeitsprofil und eigene Entscheidungs- und Handlungsfreiheit besitzen. Das ist in der Geschichtswissenschaft inzwischen methodisch zum Allgemeingut geworden. Dazu zählt auch, wie Karl Marx ebenso wie Max Weber begründeten, wissenschaftliche Schlussfolgerungen nicht an einen »ihr fremden, äußerlichen Interessen entlehnten Standpunkt zu akkomodieren«<sup>34</sup>. Ein solches grundlegendes offenes Geschichtsverständnis beziehungsweise -denken das Programm durchwehen zu lassen, könnte zu einer tieferen Einsicht in gegenwärtige politischer Prozesse, zum Denken in Alternativen und zum Verstehen der Multivalenz politischer Entscheidungen beisteuern. Wer beachtet, dass die Gegenwart schon auf dem Weg in die Geschichte ist, also die Distanz mitdenkt, erleichtert sich den Umgang mit der eigenen fernerer Vergangenheit und befreit sich – vielleicht ein wenig – von den Gegenwartsgeplänkeln um die Beurteilung geschichtlicher Ereignisse unter politischen und subjektiven Auspizien, wenn nicht gar zur Selbstrechtfertigung.

Zum anderen relativiert sich dabei die Formel von der »Machbarkeit« der Geschichte, die man seltsamerweise zusammen mit der ihrer »Offenheit« findet.<sup>35</sup> »Offen« kann die Geschichte nur sein, wenn man davon ausgeht, dass jede geschichtswirksame Handlung unvorhergesehene Konstellationen nach sich zieht, die ihrerseits neue politische Varianten eröffnen usw. usf. ad infinitum.<sup>36</sup> Wer die stets mögliche Differenz zwischen Absicht und Resultat im Auge behält, löst sich von der aberwitzigen Vorstellung, den Gang der Geschichte letztendlich diktieren zu können. Er besitzt dann immer noch genügend Möglichkeiten des »Machens« heute und in prognostizierten Situationen, und: Er bleibt verantwortlich für sein Tun.

So hilft also letztlich ein siegesgewisses Traditionsbild, in historischer Musterwahl konstruiert, im praktischen politischen Leben wenig. Ein komplettes oder partielles Geschichtsbild mit aktuell politisch bedingten Wertungen einzelner Ereignisse ist für das Parteiprogramm in einer weltanschaulich pluralistischen Partei ohnehin nicht möglich, will sie nicht mit sich selbst im Konflikt leben. Sie benötigt stattdessen die Fixierung von Werten, Normen, »Idealen«, »Leitbildern« und Bezügen auf Traditionen, an die sie gemäß ihrem politischen Charakter und ihren Zielen anknüpfen kann. In dieser Hinsicht käme der Programmentwurf des Parteivorstandes vom April 2001 in der Substanz nahezu ohne spezielle Geschichtspassagen aus. Man könnte sie sowieso verkürzen auf solche konkreten Ereignisse und Zusammenhänge, in denen man Annäherungen an eigene profilbestimmende Züge und Bestrebungen sieht.

Marx sprach im Hinblick auf die bürgerlichen Revolutionen des 18. Jahrhundert davon, dass die »Totenerweckung«, das heißt der Rückgriff auf die Tradition, dazu diene, »die neuen Kämpfe zu verherrlichen«, doch die künftigen Revolutionen müssten »die Toten

31 Wer allerdings erklärt, von einem »notwendigen Bruch« mit dem SED-Erbe dürfe nicht geredet werden, weil sonst die DDR mit dem Faschismus gleichgesetzt werde, mit dem tatsächlich gebrochen worden sei, argumentiert nicht nur unlogisch, sondern erlaubt den Eindruck, den Bruch mit der SED generell als nicht geboten anzusehen – mit allen, vielleicht gar nicht gewollten politischen Konsequenzen. Siehe Heinz Niemann: Geschichte und Programmatik, in: Neues Deutschland, Nr. 238 vom 12. Oktober 2001, S. 16.

32 Siehe Karl Marx: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, in: MEW, Bd. 8, S. 115.

33 Siehe Friedrich Engels: Briefe über den historischen Materialismus (1890-1895), Berlin 1979. Insbesondere den Brief an Joseph Bloch (21. September 1890), S. 27-31 oder MEW, Bd. 37, S. 462-465.

34 Karl Marx: Theorien über den Mehrwert (Vierter Band des »Kapitals«), in: MEW, Bd. 26.2, S. 112.

35 Siehe Christian Meier: Historiker und Prognose, in: Ders.: Das Verschwinden der Gegenwart. Über Geschichte und Politik, München 2001, S. 218-220.

36 Schon Hegel meinte: »(...) dass in der Weltgeschichte durch die Handlungen der Menschen noch etwas anderes überhaupt herauskomme, als sie bezwecken und erreichen, als sie unmittelbar wissen und wollen; sie vollbringen ihr Interesse, aber es wird noch ein Ferneres damit zustande gebracht, das auch innerlich darin liegt, aber das nicht in



ihrem Bewußtsein und in ihrer Absicht lag.« G. W. F. Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Werke, Bd. 12, Frankfurt am Main 1992, S. 42 f.

37 K. Marx: Der achtzehnte Brumaire..., in MEW, Bd. 8, S. 116 f.

38 Siehe Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED/Institut für Marxistisch-Leninistische Kultur- und Kunstwissenschaften: Die SED und das kulturelle Erbe. Orientierungen, Errungenschaften, Probleme, 2. Aufl. Berlin 1988, S. 171, 496 ff., 505 ff.

39 Vgl. in diesem Sinne auch Jürgen Hofmann: Geschichte ins Programm? (Interview), in: ND, Nr. 229 vom 30. September 2000.

40 G. W. F. Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, a. a. O. S. 17.

ihre Toten begraben lassen, um bei ihrem eignen Inhalt anzukommen.«<sup>37</sup> Mutatis mutandis kann man an diesen Gedanken für unseren Zweck anknüpfen: Eine »wissenschaftliche Weltanschauung« mit der Einsicht in den gesetzmäßigen Gang der Geschichte als Kern eines »sozialistischen Traditionsverständnisses«, wie es in dem SED-Standardwerk zum kulturellen Erbe heißt, wird es also nicht tun; die Traditionen in der Lebensweise der Arbeiterklasse als »entscheidendes Moment« oder die lange Liste preußischer Tugenden auch nicht; das Beharren auf Denkweisen bis hin zu unreflektiert gebrauchten Kategorien aus dem 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ebensowenig. Aber schon die genannten fundamentalen humanistischen und emanzipatorische Werte aus dem Kampf der Arbeiterbewegung und anderer Kräfte darüber hinaus.<sup>38</sup> Alles in allem würden unter diesen Aspekten *immanent*, gewissermaßen indirekt, eine kritische Sicht auf den geschichtlichen Weg des Linkssozialismus und die Distanzierung von gescheiterten Partei- und Gesellschaftsmodellen als Substanz erscheinen. Das Programm könnte vor allem für die Entfaltung des *Geschichtsbewusstseins* Anstöße aus dem Denken heraus, das es präsentiert, nicht plump verkündend, geben, denn gerade hier liegt ein Hauptweg für ein tieferes Begreifen von Gegenwart und vorstellbaren Pfaden in die Zukunft.<sup>39</sup> Handlungsorientierungen bietet die Geschichte von sich aus erst gar nicht an, die sind woanders zu gewinnen. Überhaupt scheint mir in diesem Kontext das Hegel-Wort treffend: »Im Gedränge der Weltbegebenheiten hilft nicht ein allgemeiner Grundsatz, nicht das Erinnern an ähnliche Verhältnisse, denn so etwas wie eine fahle Erinnerung hat keine Kraft gegen die Lebendigkeit und Freiheit der Gegenwart.«<sup>40</sup>